Bismarcks Größe — eine sittliche Größe.

Festrede des Professors Karl Lindecke am 27. Januar 1899.

Hochgeehrte Festversammlung! Liebe Schüler![1]

Zum elften Male sind wir hier in unserem Festsaale versammelt, um den Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. in unserer Weise zu feiern.

Denn wenn da draußen Stadt und Land sich festlich schmücken; wenn die Fahnen wehen und die Glocken erklingen; wenn beim festlichen Mahle das freudige „Heil Kaiser Dir!“ ertönt und in ernsterer Feierstunde im Gotteshause das Herz voll ist des Dankes und über fromme Lippen das Gebet zum Himmel emporsteigt: „Vater, kröne Du mit Segen unsern König und sein Haus“ -- dann wollen wir nicht wie müßige Zuschauer abseits stehen, wir wollen und können es nicht. Denn uns treibt die heilige Flamme der Vaterlandsliebe, die nicht ein künstliches Erzeugnis des berechnenden Verstandes ist, sondern zum eigensten Wesen unseres Herzens gehört, wie die Elternliebe, wie die Gottesliebe.

Wenn an den vaterländischen Gedenk- und Festtagen die Glocken so feierlich erklingen und so eindringlich mahnen, dann hat erst eine fremde Kraft sie in Schwingung versetzen müssen; aber in unsern Herzen erhebt sich mit eigener Gewalt die Liebe zu Kaiser und Reich, zu König und Vaterland. Auch der Kleinste unter Euch ahnt an solchen Tagen schon etwas davon, warum sein Lesebuch ihn zur Treue und Wahrhaftigkeit auffordert durch die Mahnung: „Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!“ [2] Und die Reiferen unter Euch, die schon durch die Wunderwege der Geschichte hindurchgeführt sind, empfinden da nicht mehr bloß mit dem sicheren Instinkt des Herzens, nein sie verstehen bereits, wie recht Goethe[3] hat, wenn er es als das schönste Glück des Jünglings bezeichnet, daß „sein Vaterland ihn schon erkennt und auf ihn zählt.“

Ist es da wunderbar, wenn heute an unseres Kaisers Geburtstage unser aller Herzen höher schlagen? wenn heute trübe Gedanken nicht so recht darin Platz finden wollen, Gedanken der bangen Sorge darüber, daß trotz der Mühen unseres Kaisers in unserem Vaterlande der sittlichen Schäden doch noch so viele sich finden und an seinem innersten Marke nagen? Gewiß, noch sind die heiligen Kräfte, die das Leben des einzelnen Menschen veredeln und die den Staat erhalten, nicht überall wirksam; aber sie sind doch vorhanden, und sie erweisen sich immer und immer wieder lebens- und entwickelungsfähig trotz aller Gegenwirkungen der üppig emporwuchernden, von Gott und von Vaterland wegführenden materialistischen Selbstsucht, die das Leben nur als einen Markt ansieht, auf dem um den Groschen gefeilscht wird. Der Sänger der Vaterlandsliebe behält doch recht:

„Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.“

---

[1]) Diese in unveränderter Form zum Abdruck kommende Rede ist für Schüler bestimmt gewesen. Danach richtete sich auch die Auswahl der Citate. [2]) Reinick, Deutscher Rat. [3]) Tasso V, 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wäre der Glaube an diese sittlichen Kräfte im Menschen eine bloße Selbsttäuschung, wäre die Begeisterung für das Edle, Göttliche nur ein Irrtum: dann wahrlich hätten wir überhaupt kein deutsches Vaterland, dann wäre Deutschland das geblieben, als was Fürst Metternich es einst bezeichnete, ein bloß geographischer Begriff.

Gott sei Dank, daß es das nicht ist! Denn was einst mit so vielen andern, ja mit den Besten unter den Deutschen Goethe bezweifelte, da er das Wort aussprach:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus" —

das ist erreicht, ohne daß das andere Ziel, die Ausbildung einer edlen Menschlichkeit d. h. der Harmonie der geistigen und leiblichen Kräfte darüber verloren gegangen wäre. Heute ist es nicht mehr so, wie ein Patriot des 18. Jahrhunderts klagte, daß „ein jeder sich gerne zu den Preußen, den Sachsen, den Hannoveranern, den Mecklenburgern zählt, daß nur die, welche kein besonderes Vaterland haben, sich Deutsche nennen." [1]) Heute ist um alle ein Band geschlungen, das trotz aller partikularistischen Ränke der Unversöhnlichen festhält. Und wenn einst Napoleon I. auf deutschem Boden die mächtigsten Fürsten wie seine Trabanten um sich versammeln und den Vertreter des Preußenkönigs mit hämischem Spotte zu einer Hasenjagd auf den Gefilden der Schlacht von Jena einladen konnte: so fürchtet heute das Ausland die deutsche Kraft; denn die deutschen Hiebe haben ihren alten Ruf wiedererlangt, „sie sind bekannt im ganzen Reiche, man nennt sie halt nur Schwabenstreiche." Und hat nicht unser Kaiser bei seiner Rückkehr aus dem Orient mit freudigem Stolze aussprechen können: „Überall, wohin wir kamen, auf allen Meeren, in allen Ländern und in allen Städten hat der deutsche Name jetzt einen Klang, wie er ihn noch niemals vorher hatte"? Ja, wir haben ein Vaterland, dessen wir uns freuen, auf das wir stolz sein dürfen. Aber es gilt nun auch für uns die Mahnung: „Erwirb es, um es zu besitzen!"

Sollte es so schwer sein, den Weg zu finden, der zu diesem Ziele führt? Ich meine nicht, gerade jetzt nicht. Wir stehen ja noch unter dem frischen Eindrucke des bitteren Verlustes, den nach Gottes Ratschluß unser Vaterland vor wenigen Monaten erlitten hat durch den Tod des Mannes, ohne den wir das nicht wären, was wir sind: unseres Altreichskanzlers, des Fürsten Otto von Bismarck. Aber der erste betäubende Schmerz ist doch bereits einer ruhigeren Stimmung gewichen, einer Stimmung, in der der Mensch so gern noch einmal einem teueren Entschlafenen sich liebend naht, in der er sich in sein Wesen zu vertiefen sucht und sich besinnt auf das, was er ihm war. Sollte nun der Gründer des deutschen Reiches nicht auch am besten uns lehren können das Erworbene zu wahren und zu mehren? Das Ausland hat unseren Bismarck bewundert und uns um ihn beneidet, und das Ausland hat sein Urteil über ihn dahin zusammengefaßt, daß „er in seiner gewaltigen Persönlichkeit die Eigenschaften vereinigt habe, von welchen man glaubte, daß sie dem deutschen Charakter fehlen, die Macht wuchtiger Initiative und wuchtiger Thatkraft." Aber das Ausland sieht an ihm nur das Äußere — wir können ihn inniger erfassen und tiefer verstehen. Und wenn es auch bei uns gar manchen gegeben hat und noch giebt, der, durch engherzige und kurzsichtige Parteileidenschaft verblendet, die Größe dieses Mannes nicht anerkennen will, oder wohl gar, vom Neide geleitet, den Erhabenen in den Staub zu ziehen sucht, so wollen wir uns dadurch nicht beirren lassen. Denn alle diese kleinen und kleinlichen Geister werden aufs tiefste beschämt durch den Mann, der mehr wie jeder andere von seiner Größe zu fürchten gehabt hätte, durch den edlen Kaiser Wilhelm I., der in seiner „königlich vornehmen" Art seinem Kanzler zum 70. Geburtstage die ewig denkwürdigen Worte schrieb: „Es ziert die Nation in der Gegenwart und stärkt die Hoffnung auf die Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt, und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt."

[1]) vgl. Biedermann, Geschichte des deutschen Einheitsgedankens, XII.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Erbe und, wie er es so oft bekannt hat, der Pfleger der Gedanken und Ziele Kaiser Wilhelms I. ist sein Enkel, dessen Geburtstag wir heute feiern: wie könnten wir wohl eine würdigere Festgabe für ihn finden, als wenn wir der Mahnung seines Großvaters folgen und in das wahre Wesen des größten aller Deutschen dieses Jahrhunderts uns zu vertiefen, wenn wir den wahren Grund dieser Größe zu erkennen und daraus eigene Kraft zum Segen unseres Vaterlandes zu schöpfen suchen?

Freilich, wer wollte sich heute schon vermessen, das Wesen dieses Mannes in seiner ganzen Größe zu erfassen? wer diese Größe in ihrer Vielseitigkeit? Machen wir nicht gerade jetzt, wo uns durch seine „Gedanken und Erinnerungen" die Möglichkeit gegeben ist ihn immer tiefer und umfassender zu verstehen, die Erfahrung, daß das Bild dieses einzigen Mannes mit jedem Tage gewaltiger und erhabener erscheint? Daß der Herausgeber dieses Werkes nicht ohne Grund das Urteil aussprechen konnte: „Wie der einst nicht verstandene ‚Goethe' heutzutage ein Gemeingut des Deutschen Volkes ist, so werden die Deutschen des 20. Jahrhunderts in Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen' eine politische Bibel erkennen, die ihnen Rat und Trost giebt, so oft sie deren bedürfen"?

Mag es getrost der Zukunft überlassen bleiben, zu zeigen, in welchem Umfange dies Urteil zutrifft, soviel ist über allen Zweifel erhaben, daß für jeden, der Bismarcks Persönlichkeit und sein Wirken als ein Ganzes überblickt, der erste Eindruck ein überwältigender ist, daß es sich hier handelt um das Wirken des bahnbrechenden Genius, dem nach dem Worte des Dichters

„Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt" —

der dem mächtigen Strome gleicht, von dem es heißt:

„mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort."

Giebt sich so der Genius äußerlich zu erkennen, so gehört zu seinem inneren Wesen die Natürlichkeit und die Wahrhaftigkeit; alles Scheinwesen ist ihm fremd, alle Heuchelei ihm zuwider. Das tritt auch bei unserem Bismarck hervor. Denn dem Knaben wird von seinen Eltern, dem Gymnasiasten von seinen Lehrern die Liebe zur Wahrheit nachgerühmt; und wenn in späteren Jahren der reife Mann von sich sagte: „Ich habe selbst als Diplomat das Lügen nicht gelernt,"[1]) so bedürfen wir heute dafür keines besonderen Beweises mehr. Wissen wir doch, daß die Diplomaten der alten Schule ihn deswegen einen „Phantasten" und einen „Diplomaten in Holzschuhen"[2]) genannt haben.

Mit diesem dem Genius eigenen und angebornen Sinn für die Natürlichkeit hängt es auch zusammen, daß sein Erkennen klar bleibt und sein Wollen sich frei hält von Schwärmerei und Romantik. Darum geriet Fürst Bismarck auch gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten im politischen Leben in Kampf mit den Männern, die damals, von den hohlen Phrasen französischer Demokraten berauscht, auf den Tribünen Reden über Reden hielten, die oft „in vielen Worten wenig Klarheit, viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit" vorbrachten, aber alle darin übereinstimmten, daß sie ein nicht nationales, verschwommenes Weltbürgertum predigten und allgemeinen Haß oder wenigstens allgemeines Mißtrauen gegen das persönliche Königtum, gegen das Königtum von Gottes Gnaden, entzündeten. Als damals am 17. Mai 1847 einer der Abgeordneten sich dahin geäußert hatte, daß das preußische Volk sich im Jahre 1813 eigentlich nur erhoben habe, um eine Constitution zu erlangen, trat der bisher noch unbekannte Deichhauptmann von den Ufern der Elbe gegen diese Fälschung der Geschichte auf und erklärte, daß nur die Schmach der Fremdherrschaft der Grund des Kampfes gewesen sei. Ein so lautes Lärmen

[1]) Ansprache an die Thüringer am 20. August 1893. [2]) Brief Bismarcks an seinen Freund Motley vom 19. September 1869.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war die Folge, daß er nicht weiter sprechen konnte. Ruhig zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche, setzte sich bequem zurecht und las unbekümmert um das Toben der Gegner, bis der Vorsitzende die Ruhe wiederhergestellt hatte. Dann fuhr er fort: „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß Mißhandlung und Erniedrigung, welche die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen."

So tritt uns Fürst Bismarck gleich von vornherein entgegen als ein Vorkämpfer für die geschichtliche Wahrheit und die Ehre der Nation, ein Fels inmitten brandender Wogen. Und mit demselben Sinn für die Wahrheit und mit demselben unbeirrten Mute trat er damals auch für das Königtum ein. Ein frühe begonnenes, eifriges und von Liebe zur engeren und weiteren Heimat getragenes Studium der Geschichte hatte in ihm die Erkenntnis gereift, daß man nicht ohne Schaden für das Vaterland englische Verhältnisse nach Deutschland verpflanzen könne, daß die „preußische Krone sich nicht in die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, daß sie nicht bloß der zierliche Kuppelschmuck des Staatsgebäudes werden dürfe, sondern der tragende Mittelpfeiler desselben bleiben müsse."[1]) Als es nun damals galt, den berechtigten Forderungen der Zeit entsprechend, das absolute Königtum in Preußen zu einem konstitutionellen umzugestalten, ohne es zu einem Scheinkönigtum zu machen: da, in jenen Tagen verworrener Gärung, erkannte keiner mit so klarem Blick den richtigen Weg wie Bismarck, keiner aber verband auch mit der Klarheit der Erkenntnis ein so feines Gefühl für das Recht wie er. Staatsrechtlich war für ihn die unumschränkte Autorität der alten preußischen Königskrone noch vorhanden, und darum trat er für sie ein; aber — so bekennt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen"[2]) — mit dem Wunsche und dem Zukunftsgedanken, daß die unumschränkte Macht des Königs selber ohne Überstürzung das Maß ihrer Beschränkung zu bestimmen habe."

Indes, die Zeit der schöpferischen Thätigkeit des staatsmännischen Genius war damals noch nicht gekommen. Die überwiegende Mehrheit verstand ihn noch nicht, das Schlinggewächs fremdartiger Anschauungen hatte das natürliche Empfinden der preußischen und deutschen Herzen zu fest umrankt. Man sah und haßte in ihm den „Junker", den „Reaktionär", und noch in seinem Alter erinnert dieser „bestgehaßte Mann" im Rückblick auch auf diese Jahre an seine „alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit."[3]) Immerhin aber hatte der Genius seinen „frühen Führertritt" erprobt, und es hatte sich zu erfüllen begonnen, was Rudolf von Raumer in seinem damals erschienenen Buche „vom deutschen Geiste" gewünscht hatte: „Man gebe unserer Zeit einen politischen Charakter von Luthers feuriger Thatkraft und großartiger Besonnenheit, und er stellt unser Vaterland auf eine neue politische Grundlage."[4]) Friedrich Wilhelms IV. feiner Geist hatte die Bedeutung des neu aufgegangenen Gestirnes wohl erkannt, aber in einem ebenso feinen Gefühle machte er Bismarck nicht zu seinem Minister: er war zu sehr Romantiker, als daß ein dauerndes Zusammenwirken beider Männer möglich gewesen wäre. Zum rechten Minister mußte erst der rechte König sich finden: er fand sich in Wilhelm I., „einer von den fürstlichen Gestalten, in Seele und Körper — es sind dies Bismarcks eigene Worte[5]) — deren Eigenschaften, mehr des Herzens als des Verstandes, die im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung ihrer Diener auf Tod und Leben erklären."

Im Jahre 1862, in einer entscheidungsvollen Stunde, als der König, ermüdet durch das vergebliche Ringen mit dem Parlamentarismus, zu dem Entschlusse gekommen war, dem Throne zu entsagen, ward ein Bund der beiden Männer geschlossen, wie die Geschichte keinen zweiten aufzuweisen hat. Nicht der bloße Nutzen, der in politischen Dingen sonst die Welt regiert, begründete ihn; denn dann wäre es

[1]) Worte Bismarcks a. d. Jahre 1849. [2]) I, S. 15. [3]) Ged. und Er. I, S. 230. [4]) S. 162 II. [5]) Ged. und Er. II, S. 291.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den jahre-, jahrzehntelang fortgesetzten Versuchen gelungen, König und Minister wieder von einander zu trennen. Nein, dieser einzige Bund ruhte auf einer festeren, auf einer sittlichen Grundlage, er ruhte auf der beiden Persönlichkeiten eigenen Wahrhaftigkeit, die bei aller sonstigen Verschiedenheit der beiden Naturen und ihres Werdeganges doch immer wieder zum Siege sich hindurchrang. Wahrheit gehört ja zum Wesen des Genius, und darum kann Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“[1]) von seinem „angebornen“ Verhältnis zu seinem Könige reden. Wo aber die Wahrheit der Wahrheit begegnet, auch wenn diese, wie beim Könige, mehr ihren Grund in der Erziehung hat, da muß sich ein persönliches Verhältnis der Treue herausbilden, das nichts Gemachtes an sich trägt und das darum auch den heftigsten Stürmen standhält. So verstehen wir erst ganz das „Niemals“, das der König dem Gedanken einer Trennung von seinem Diener entgegenhielt, so des Fürsten letzten Wunsch, die Antwort auf dieses „Niemals“, daß seine Grabschrift lauten sollte: „Fürst Bismarck, ein treuer deutscher Diener König Wilhelms I.“

Durch die Treue seines Monarchen gestützt, und nur so, konnte Fürst Bismarck sein Riesenwerk zu Ende führen: die Gründung des deutschen Reiches und die Erziehung des deutschen Volkes „zu einer zum Selbstschutz hinreichend starken Einheit.“ Mit genialer Klarheit, vertieft durch die Erfahrungen, die er als Gesandter in Frankfurt am Main, an der Newa und an der Seine gemacht hatte, erkannte er auch hier sofort den Weg, der allein zum Ziele führen konnte. Aber auch jetzt begegnete es ihm wieder, daß man ihn nicht verstand:

„Dein machtvolles Rüsten
Verstehen sie nicht,
Die rettenden Küsten,
Die sehen sie nicht;
Wenn alles sie wüßten,
Sie folgten Dir nicht;
Und soll Dir's gelingen,
So mußt Du sie zwingen!“

Der Minister des Königs von Preußen mußte zum eisernen Kanzler werden, zum „Zwingherrn zur Deutschheit,“ wie ihn einst Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ gefordert hatte. Und in einem fast übermenschlichen Ringen zwang er sie alle, die seinem Ziele widerstrebten, mochte politische Kurzsichtigkeit und gehässige Verblendung, mochte persönlicher Ehrgeiz und Siegesrausch, oder auch ein in seinem Grunde berechtigtes, in seiner Wirkung aber über diese Grenzen hinausführendes dynastisches Interesse den Gegnern das Schwert in die Hand drücken.

Wer die Geschichte dieser Jahre studiert und an der Hand der Erinnerungen des Fürsten in diese Zeit sich vertieft; wer die ununterbrochenen Kämpfe im Parlamente verfolgt; wer den starken Mann in Nikolsburg in Thränen ausbrechen sieht, weil es ihm nicht gelingen will, den König und seine Generäle vor einem verderblichen Irrtum zu bewahren; wer die Angst und die Sorgen mit durchlebt, die den für das Schicksal seines Vaterlandes verantwortlichen Minister vor Paris um die Ruhe der Nacht bringen, weil die Verzögerung der nachdrücklichen Belagerung die Gefahr einer Verkümmerung des Siegespreises bringen kann — wer das alles noch einmal mit ihm durchlebt, der begreift, mit welchem Rechte er von sich sagen konnte: patriae inserviendo consumor, der versteht die Größe, aber auch die Wahrheit seiner Vaterlandsliebe. Der treue Diener Kaiser Wilhelms I. ist ein treuer deutscher Diener.

Eine Riesenkraft des Körpers und vor allem des Geistes gehörte in der That dazu, trotz aller Hindernisse das erstrebte Ziel zu erreichen. Diese Kraft würde uns als eine dämonische erscheinen und

[1]) I, S 295.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würde auch dämonisch, ähnlich der eines Bonaparte, gewirkt haben, wenn sie dem unbedingten Streben nicht selbst die Grenze gesetzt hätte. Achill stürmt in seiner Kampfeswut, einem Dämon gleich, wohl auf die Gottheit selber ein; dem Hektor in seinem Siegesrausche muß Apollo die Warnung zurufen:[1] ἀκίχητα διώκεις, du jagst Unerreichbarem nach — beim Fürsten Bismarck erwuchs die Mäßigung und die Selbstbeherrschung aus seiner eigenen, inneren Kraft, und dadurch wird seine Größe zu einer sittlichen Größe. Die glänzendsten Siege, die gewaltigsten Erfolge sind nicht im stande gewesen, ihn zu berauschen und zum Knechte zu machen. Und ebensowenig vermochte dies die Erinnerung an Feindseligkeiten und Beleidigungen, die Unverstand und Haß ihm zugefügt hatten. Wenn er auch nicht vergessen konnte, zu vergeben war er doch stets bereit. Ja, wenn er, seiner Pflicht als verantwortlicher Ratgeber getreu, seinem Könige einmal hat widerstreben müssen, so bekennt er noch am Ende seines Lebens, daß er es mit schwerem Herzen empfinde, „wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters habe, in Erinnerung an Momente des Dissenses."[2] Seine Selbstbeherrschung brachte ihm schönere Siege, als mit den Waffen je errungen werden können: sie versöhnte den besiegten Feind. So konnte der Friede zu Nikolsburg zu einem segensreichen Bunde mit dem früheren Gegner führen; so ward die Freude über den Sieg im Jahre 1866 durch die Versöhnung mit dem inneren Gegner gekrönt. Als dann wenige Jahre später der letzte, entscheidende Sieg über Frankreich den Bau des deutschen Reiches vollendet hatte und es nun galt, das Haus wetterfest und wohnlich zu machen, da blieben dieselben Grundsätze für den Fürsten Bismarck maßgebend: „Mein ideales Ziel," bekennt er,[3] „nachdem wir unsere Einheit innerhalb der erreichbaren Grenzen zu stande gebracht hatten, ist stets gewesen, das Vertrauen nicht nur der minder-mächtigen europäischen Staaten, sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik friedliebend und gerecht sein will. Um dieses Vertrauen zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit, Offenheit und Versöhnlichkeit nötig."

Wer einen Beweis gegen solche versöhnliche Gesinnung in den Warnungen sehen wollte, die der entlassene Reichskanzler gegen die Politik seines Nachfolgers aussprach, der verkennt die sittliche Größe dieses gottbegnadeten Mannes, der seinem sterbenden Kaiser gelobt hatte, seinem Nachfolger mit demselben Eifer zu dienen, wie ihm selbst, dem daher die Rolle des warnenden, allezeit getreuen Eckart eine heilige Pflicht war. Nein, etwas Kleinliches gab es bei Bismarck nicht, und wenn es uns ja einmal anders erscheinen möchte, dann wollen wir nicht vorschnell urteilen, sondern mit dem Mute der Ehrlichkeit uns immer und immer wieder prüfen, ob dazu unser Blick schon weit genug, unsere Erkenntnis schon tief genug ist. Und die Reiferen unter Euch mögen sich erinnern an das, was in einem ähnlichen Falle Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie"[4] sagt: „Aristoteles kann irren und hat oft geirrt; aber daß er etwas behaupten sollte, wovon er auf der nächsten Seite gerade das Gegenteil behauptet, das kann Aristoteles nicht. Endlich findet sich's auch, und ich will mich mit der Ehre einer größeren Bescheidenheit gegen einen Philosophen wie Aristoteles begnügen." Wir haben für die sittliche Größe unseres Bismarck Beweise in so überreicher Fülle, daß es auch für den Klügsten und Erfahrensten unter uns eine Ehre ist, in Bescheidenheit ihn zu bewundern und von ihm zu lernen.

Die geniale Größe, so sahen wir, wird erst durch Selbstbeherrschung zu einer sittlichen, zur wahren Größe, und „Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen haben keinen Wert."[5] Der tiefste und einzige Grund aller sittlichen Gesinnung aber ist der Glaube, und Fürst Bismarcks Wappen trägt nicht bloß zum Schein den Wahlspruch: in trinitate robur, der dreieinige Gott ist meine Stärke.

---

[1]) Hom. Ilias XVII, 75. [2]) Ged. u. Er. II, S. 239. [3]) Ib. II, S. 267. [4]) Stück 33. [5]) Thema einer Predigt Schleiermachers über I. Kor. 12,31—13,1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es erzählt uns Tacitus in seiner Schrift über unsere Vorfahren,[1]) daß die alten Germanen es für unverträglich mit der Majestät des höchsten Wesens gehalten hätten, die Götter bildlich darzustellen und in die engen Wände eines Tempels einzuschließen. Wir erkennen darin die ahnungsvolle Gemütstiefe des germanischen Charakters, die das Wesen der Gottheit innerlich erfaßt und sich verehrend ihm beugt. Dieser Charakterzug ist auch beim Fürsten Bismarck wiederzuerkennen, der ja nicht bloß durch seine Reckengestalt das Echtgermanische zum Ausdruck bringt. Wie wäre es auch anders zu erwarten bei ihm, der für alles Große empfänglich war, und der im Christentum unterwiesen ward durch einen Schleiermacher, d. h. durch den Mann, der mit Begeisterung des Herzens und der logischen Beweisführung des philosophischen Meisters der Welt erst wieder zum Bewußtsein gebracht hat, daß die Religion eine „Grundkraft unseres Wesens ist, welche in jedem gesunden Menschen mit innerer Notwendigkeit hervordringt!" Freilich nicht sofort haben sich die in des jungen Bismarck Herz gelegten Samenkörner entwickelt. Ist es doch auch, wie Paulus und Luther beweisen, gerade den stärksten Persönlichkeiten eigen, sich zu ihrem Gotte erst hindurchzuringen. Aber darum gerade ist ihnen ihr Glaube nicht etwas Herkömmliches, nicht ein bloß von den Vätern ererbtes Gut, er wird ein Teil von Fleisch und Blut.

Zum Abschluß gebracht ward diese Entwicklung bei Bismarck durch den Bund mit seiner frommen Gattin. An ihrer Seite gewann er die vorher gesuchte Gewißheit, das felsenfeste Vertrauen zu seinem Gotte, so daß er nur ihn fürchtete und sonst nichts auf der Welt. Ungesucht bieten sich uns eine Reihe der herrlichsten Zeugnisse für seine Gottesfurcht. In den Krieg gegen Frankreich nahm er das Spruchbuch der Brüdergemeinde mit, und vor der Unterredung mit Napoleon in Donchery las er erst einen Abschnitt der heiligen Schrift. Damals schrieb er auch das Wort: „Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht." „Das Gebet im Vaterunser ‚Dein Wille geschehe' — sprach er im Jahre 1895 zu den Vertretern der deutschen Hochschulen — ist mir immer maßgebend gewesen," und ehrlich und wahr, wie in allen Dingen, fügte er hinzu: „Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehen, aber verstehen thue ich ihn nicht immer." Er war nicht ein Christ, der die Leere des Herzens und die Unvollkommenheit des Wissens durch dogmengeschichtliche Thatsachen zu verhüllen suchte, sondern er war, was die Schrift unter einem „einfältigen" Christen versteht, und auch hier ein Mann der That, des „praktischen Christentums," wie er einmal einem Abgeordneten eines anderen Glaubens entgegenhielt,[2]) „aber sans phrase, wobei wir die Leute nicht mit Reden und Redensarten bezahlen, sondern wo wir ihnen wirklich etwas gewähren wollen." Was die vielgerühmte englische Sonntagsheiligung oft zur Sonntagsheuchelei macht, war bei ihm nicht zu finden. In Regengefahr durfte der Bauer bei ihm auch Sonntags seine Heuernte besorgen; aber in des Fürsten Hause selbst war der Sonntag ein Tag des Herrn. Besuche wurden des Vormittags nicht angenommen, und wenn Krankheit die Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst verbot, dann hielt wohl ein jüngerer Geistlicher einen Hausgottesdienst ab.

Ein „einfältiger" Christ war Bismarck, und darum war er auch duldsam gegen die Bekenner anderer Confessionen, so lange sie sich innerhalb der ihnen eigenen Grenzen hielten. Andere Confessionen als solche hat er nie bekämpft, und mit vollem Rechte durfte er von sich sagen:[3]) „Wer sich der eigenen Unzulänglichkeit bewußt ist, wird in dem Maße, in welchem Alter und Erfahrung seine Kenntnis der Menschen und der Dinge erweitern, duldsamer für die Meinung anderer." Der sogenannte Kulturkampf kann nicht das Gegenteil beweisen, denn er ward nur eröffnet zur Abwehr reichsfeindlicher polnischer Bestrebungen.

---

[1]) Germ. c 9. [2]) Rede vom 2. April 1881. [3]) Dankschreiben an die theologische Fakultät in Gießen vom 22. November 1888.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wo wahre Gottesfurcht im Herzen wohnt, da schafft sie Frieden, und wer zum Frieden gekommen ist, der wird selbst zu einem Friedensbringer. Darum ward auch das Bismarcksche Haus zu einer Stätte des höchsten Erdenglückes, das diejenigen nicht genug preisen können, denen ein tieferer Einblick in dasselbe vergönnt gewesen ist. Und dankbaren Herzens bekennt der Fürst selbst in einem Briefe an seinen Bruder:[1]) „Womit mich Gott am meisten gesegnet hat und ich am meisten um die Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihen der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind alle anderen Sorgen leicht und alle Klagen frivol."

Hier im Kreise der Seinen, im Frieden seines Hauses fand der rastlos thätige Mann immer wieder das Gleichgewicht der seelischen Kräfte, und darum ist er, auch wenn er von einer „durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität"[2]) reden konnte, doch frei geblieben von Pessimismus und anderen krankhaften Gemütsstimmungen. Und eben darum ist er auch im stande gewesen das Leben mit dem köstlichsten Humor zu umgolden, ja es hat ihm der innere Friede, wie es so oft bei klar erkennenden und tief empfindenden Persönlichkeiten geschieht, auch eine poetische Kraft verliehen, die weit über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Freilich giebt diese sich nicht in Versen zu erkennen, und zu den Leuten gehört Bismarck nicht, an die Schiller denkt in seinem Epigramm:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?"

Aber wer nur etwas Sinn für die dichterische Gestaltungskraft in sich trägt, der wird diese „Göttin" Goethes wiedererkennen, wenn er in Bismarcks Briefen die landschaftlichen Schilderungen aus Holland, Frankreich, Schweden und Ungarn liest. Hier vereinigt sich Tiefe des Empfindens mit klassischer Klarheit und Anschaulichkeit, wie sie nur einem wirklichen Dichtergeiste eigen sind.

Der enge Rahmen einer Festrede macht den Versuch der Persönlichkeit des Fürsten Bismarck nach allen Seiten hin gerecht zu werden von vornherein unmöglich. Darum gilt es, sich zu bescheiden. Treffender aber ist dieses Mannes Bedeutung, wenn wir von seinem staatsmännischen Wirken absehen, wohl nie zusammengefaßt als in den Worten, mit denen die Vertreter der deutschen Universitäten den achtzigjährigen Greis an seinem Geburtstage begrüßten: „Weit hinaus über den Bereich der staatlichen Dinge hat die machtvolle Eigenart Ihrer Persönlichkeit dem ganzen deutschen Gedankenleben unvertilgbare Eindrücke eingeprägt. Als einem Meister in Wort und Schrift gebührt Ihnen ein Ehrenplatz auch in unserer litterarischen Geschichte. Das leuchtende Vorbild Ihrer Thaten hat unserem Volke den Sinn für geschichtliche Wirklichkeit geschärft; die Klarheit und Weite Ihres Weltblicks hat, wie den Umfang unserer nationalen Interessen, so auch den Inhalt unserer Lebensauffassung bereichert. Der hohe Ernst, womit Sie das deutsche Volk vor den Gefahren des Erfolges zu bewahren strebten, hat die Überzeugung belebt, daß die tiefsten Quellen für die Beherrschung der Wirklichkeit aus der sittlichen Kraft des Glaubens fließen."

So steht in der That der jetzt im Schatten seines geliebten Sachsenwaldes ruhende Mann vor unserem Geiste: seine Zeit überragend und führend, ein bahnbrechender Genius, stark vor allem durch seine sittliche, auf dem Boden der Gottesfurcht ruhende Größe. Eine solche Persönlichkeit will dauernd erforscht, will studiert sein, ja mehr noch als dies, sie will geliebt sein; denn es ist und bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß der Mensch nur das versteht, was er liebt.

Wohlan denn, du deutsche Jugend, unser Bismarck ist auch dein Bismarck, er hat auch dich geliebt und zu dir Vertrauen gehabt. So liebe ihn wieder, daß du ihn verstehen kannst, und suche ihn zu verstehen, daß du von ihm lernen kannst! Du feierst heute deines Kaisers Geburtstag, auch du

[1]) Brief aus dem Jahre 1871. [2]) Ged. u. Er. II. S. 289.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

willst das Gelübde der Treue erneuern, zu deinem Teile und nach deinen Kräften ihm zu helfen bei seiner schweren Aufgabe des Vaterlandes Größe zu schützen und zu mehren, und auch von deinen Lippen wird es heute klingen: „Heilige Flamme glüh', glüh' und erlösche nie für's Vaterland!" Was deinem Gelübde Kraft geben kann, findest du in deinem Bismarck: er bleibt, was er war, der „treue Wahrer der höchsten Güter unseres Volkes."[1]) Darum lerne von ihm, und lerne vor allem von ihm Gottvertrauen, Königstreue, Vaterlandsliebe! Deine Vorfahren gingen einst „mit Gott für König und Vaterland" in einen „heiligen" Krieg. Vielleicht steht auch dir einmal ein heiliger Krieg bevor, ein Kampf gegen Gottlosigkeit, Königshaß und Vaterlandslosigkeit: blicke auf deinen Bismarck, daß du stark dazu werdest! In großen Zügen ist sein Bild dir heute wieder vor die Seele getreten: halte es fest, und die Stunde, da du hier deines Kaisers Geburtstag feiertest, wird eine Stunde der Weihe sein und bleiben, sie wird eine Wehrhaftmachung sein, wie die jenes deutschen Jünglings, für den Ernst Moritz Arndt einst sang:

Betet Männer! — denn ein Jüngling knieet —
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heil'ges Land.
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutschland heißt dein Vaterland.

[1]) Aus der Adresse der Rektoren der Universitäten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf